

Gesualdo Bufalino

Mit blinden
Argusaugen oder
Die Träume der
Erinnerung



Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1190 der Bibliothek Suhrkamp

»Mit *blinden Argusaugen* erzählt die Geschichte fleischlicher und platonischer, ganz irdischer und phantasmagorischer Lieben. Der Ich-Erzähler, hinter dem unschwer der Autor selbst als ›armer Gesualdo‹ zu erkennen ist, vergegenwärtigt einen einzigen Sommer der fünfziger Jahre, der bis zum Rande voll ist von der Suche nach Leben und Glück ...«

Helene Harth, Zibaldone

Gesualdo Bufalino
Mit blinden Argusaugen
oder
Die Träume der Erinnerung

Aus dem Italienischen
von Marianne Schneider

Suhrkamp Verlag

Die italienische Originalausgabe erschien 1984 unter dem Titel
Argo il cieco ovvero I sogni della memoria bei Sellerio, Palermo.



Erste Auflage dieser Ausgabe 2023

© der deutschsprachigen Ausgabe 1995, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

© 2018 Giunti Editore S.p.A. / Bompiani, Firenze-Milano

1992 First publication under Bompiani imprint

2018 First publication as Giunti Editore S.p.A. / Bompiani

Published by arrangement with The Italian Literary Agency

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining

im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24362-6

www.suhrkamp.de

Argo, iaces, quodque in tot lumina lumen habebas
extinctum est, centumque oculos nox occupat una.

Argus, da liegst du, und das Licht, das du in so vielen
Lichtern hattest,
ist erloschen, und deine hundert Augen behaust eine Nacht.

Ovid, Metamorphosen, I, 720f.

Für G.
zu seinem Heil

Der Programmzettel mit den Absichten. Kapitel 0.

Ein Schriftsteller, der aus Schüchternheit die Gelegenheit zum Sterben versäumt, beschließt in seinem Unglück, ein Glücksbuch zu schreiben. Nach althergebrachter Weise ersucht er die hundert Augen der Erinnerung und die Seligkeiten der Jugend um ein Thema. Je weiter aber die Erzählung fortschreitet, sich dabei Märchenschminke auflegend, und je festlicher die Lämpchen funkeln, um so schärfer bläst zwischen den Zeilen der schwarze Hauch der Gegenwart hindurch. Es bleibt dem Schriftsteller nichts anderes übrig, als seine Gesundheit auf unbestimmte Zeit zu vertagen, vergnügt, so ihm das Abenteuer bisweilen schmeichlerisch vorgaukelt, dies unwahrscheinliche Leben zu lieben.

Von dieser Hypothese ausgehen. Was dann geschieht, wird sich zeigen.

I

*Zur Aufheiterung seines Sinns denkt der Verfasser
zurück an einstige Liebesfreud und verlorene Liebesmüh
in einem Städtchen, das es nicht mehr gibt.*

Jung und glücklich war ich einen Sommer lang, den Sommer einundfünfzig. Weder vorher noch nachher: in jenem Sommer. Und vielleicht war es eine Gnade des Wohnorts, eines Städtchens, das die Gestalt eines aufgeplatzten Granatapfels hatte; in der Nähe des Meers gelegen, aber ländlich; die eine Hälfte auf einem Felsvorsprung zusammengedrängt, die andere Hälfte zu dessen Füßen ausgestreut; zwischen den zwei Hälften viele Stufen als Friedensstifter, und von dem einen zum anderen Kirchturm die Wolken am Himmel so atemlos wie die Sendboten der Königlichen Reiterei . . . War das ein Geflatter damals, linnene Bettlaken und Leinwand für die Aussteuer in allen Gassen im Oberen und im Unteren Modica; und aus den Fenstern hingen Engel von Mädchen, alle mit schwarzem Haar. Die ich liebte, war die schwärzeste von allen.

Ein schlechter Tänzer war ich im Jahr einundfünfzig. Nicht daß ich je gut getanzt hätte, von Anfang an. Auf einen Tango oder eine Polka konnte ich mich trotzdem einlassen, dabei machte ich nur die Drehungen falsch. Jetzt aber, da aus den beiden Americas täglich dutzendweise neue Tanzschritte und Tanznamen an Land gingen, bekam ich Lust, vor dem Spiegel in meiner Pension zu üben, wozu ich mich mit einem verzagten Pfeifen begleitete, Lust schon . . . Aber auf jeder Tanzfläche und in jedem Ballsaal, wo immer es sich traf, daß ich meine Beine wie eine Schere sinnlos auseinanderspreizte und zusammenklappte, galten jedes Lächeln und jeder Beifall der Menge einem anderen, Liborio Galfo, dem Meister des Buggiwuggi. Halb so schlimm, ich war schon um die Dreißig, ein bißchen drüber oder drunter; und aus einem Grund, den nur ich allein

weiß, war ich nie zwanzig gewesen. Jetzt war ich's, ein unverhofftes Geschenk jenes Sommers, stand mir ja schließlich zu. Nun komme mir aber kein Neunmalkluger und sage, mit zwanzig sei man nicht glücklich, so nachträglich und so spät man es auch sein möge. Auch wenn man eine Schwarzhaarige liebt mit einem Gesicht wie eine Olive, einem Körper wie ein Schlänglein und einer Stimme, die glu glu macht, die Kehle hinauf und hinunter, und nicht wiedergeliebt wird; auch wenn sie für den kurzsichtigen, lispelnden Poeten nur Verachtung zeigt und das Feuer ihrer Augen nur der Konkurrenz zublitzt. Nein, man ist nicht unglücklich, auch wenn man es lauthals verkündet und jeden zweiten Samstag, wieder zurück von den Tanzvergnügen in der Cava d'Aliga, vor dem Einschlafen weint und dann seine zwölf Stunden durchschläft ... Man weint, man schläft, man träumt. Und im Traum, da frißt man seine Rivalen mit Haut und Haar, man zerzaust ihnen die Löckchen auf dem Kopf und den Schnauzbart im Gesicht, zerdrückt ihnen die Bügelfalte über dem kreiselnden Bein. Im Traum, da läßt sich ohne weiteres der schönsten Pirouette eine Mine à la Pietro Micca unterlegen und den zackigen Absätzen eine unwiderstehliche Bananenschale ...

Eine unerwiderte Liebe, glaubt es mir, ist die bequemste. Ohne den Geschmack nach Asche und Essig, der ein kurzfristiges Unisono stets begleitet. Das hatte ich aus den Büchern gelernt, aber ich ließ es mir auch gern gefallen, kam es doch meiner Zurückhaltung, meiner Griesgrämigkeit und meiner etwas hochnäsigen Selbstgenügsamkeit entgegen. So trachtete ich niemals nach einer passenden Begegnung oder einem vertraulichen Zusammensein mit dem Mädchen. »Ich liebe sie, aber was hat sie damit zu tun, das geht nur mich etwas an«, so hatte ich eines Sonntags laut gedacht, als ich mich im Bad rasierte, und der Satz hatte mir gefallen, ich hatte ihn mit dem Finger auf den von meinem Atem beschlagenen Spiegel geschrieben, und von da an sagte ich ihn mir gern immer wieder vor, als Gegengift,

das mich vor den Vipern der Eifersucht schützen und bewahren sollte. Maria Venera empfand nichts für mich? Um so besser: Das brachte mir eine Freiheit ohne Grenzen ein; was ich für sie empfand, gehörte nur mir allein, ich konnte in meiner Phantasie um sie spielen und sie gewinnen, wie es mir gefiel. Durch Mogeln womöglich: Bekanntlich gibt es kein selteneres Vergnügen, als beim Spiel gegen sich selbst zu mogeln ... Wenn mich aber jemand gefragt hätte, wie oft ich denn versucht habe, sie aus ihrer Gleichgültigkeit herauszulocken, hätte ich mit einem Achselzucken geantwortet. Oder vielleicht hätte ich zugegeben, daß ich sie einmal zu den Wirbeln von *Anders schönen blauen Donau* aufgefordert, aber wie ein Pflug ihre Füße beackert hatte; oder daß ich ihr, als sie am Buffet einen Likör schlürfte, etwas von ihrem Haar, und wie schön es sei, vorgestammelt hatte; und gegen eine ironische Verbeugung gestanden hätte, daß ich einen Monat lang jeden Abend auf sie gewartet hatte und dann hinter ihr her gegangen war, um mich am Ende in einem Hauseingang zu verstecken; und zu guter Letzt, daß ich Verse für sie geschrieben hatte. Die sagte ich in der Abenddämmerung leise vor mich hin, bevor ich auf die Straße hinunterging und während ich noch durch die Ritzen der Fensterläden auf den Corso (den sogenannten »Salon«, der wie ein majestätischer Fluß großer Quadersteine zwischen den zwei weit auseinander liegenden Trottoirs dahinströmte) hinunterspähte und wartete, bis die städtischen Straßenlampen angingen und mit dem Ritual einer noblen Cour d'Amour die öffentliche Promenade einsetzte. Dank dem mysteriösen Wecker hinter meiner Stirn – es war noch der aus meiner Gymnasialzeit, der mir damals jeden Tag eine Minute vor sieben die Augen öffnete – wußte ich genau, um welche Zeit und bei welchem Schaufenster ich ihr begegnen und sie erglühend mit den Augen grüßen würde. Ich erriet auch, welches Kleid sie anhaben würde, das schwarze mit den Posamenten und dem Spitzenkrägelchen; das schwarze mit den Schößchen unter der Taille oder das schwarze perlenbestickte, das ihren Oberkörper

per unheimlich eng umspannte. Das erriet ich, was brauchte es schon dazu? Maria Venera war immer schwarz angezogen, außer bei festlichen Anlässen, da sahen wir sie in weißem Plissee unter den Laternen schreiten, und selbst ihr Gesicht war weißer als sonst, wohl wegen der tausenderlei Erwartungen, die ihr die Brust schwellen ließen ...

Eine unerwiderte Liebe, Gott bewahre uns davor! Ein Ungeheuer, wer sagt, es sei die bequemste. Man kaut dauernd Galle, verbeißt sich in Grillen und Gespenster, redet Unsinn, wird empfindlich gegen die harmlosesten Bazillen. Und der Himmel sei gepriesen, wenn nicht alles mit einer unbesonnenen Tat endet. Denn die Liebe hat bunte Flügel, so einen Vogel fängt man schwer ... Ach, wenn Maria Venera die *Habanera* sang und sich dazu auf dem Klavier begleitete und mir sieben spitze Nadeln eine nach der anderen ins Herz bohrte! Ja, sie hatte ein Klavier, Maria Venera, eines der letzten Überbleibsel ihres einstigen Reichtums, denn jetzt war sie verarmt, verwaist, als einzige Tochter ihrer verstorbenen Eltern mußte sie allein bei ihrem Großvater wohnen, und für die Sommerfrische war sie auf die Güte der Trubia-Tanten mütterlicherseits angewiesen. Und sie konnte es kaum erwarten, bis der Sommer kam: um ihre Sachen zu packen und das Tor des alten Palastes hinter sich zufallen zu lassen; das heruntergekommene Gebäude konnte nämlich immer noch einschüchtern mit all seinem Adelskram vom gemeißelten Giebel bis zu den barocken Masken unter den Stützen der Balkone. Ich ging jeden Tag daran vorbei und blieb, meiner Taktik getreu, mit Block und Bleistift in der Hand stehen, als wollte ich zeichnen oder mir Notizen machen. Hin und wieder nickte ich mir selbst zu und tat wie ein Kunsthistoriker oder ein Student, während ich die steinernen Grimassen betrachtete: komische Fratzen, derbe Schnauzen wütender Teufel, die ich mit aus der Schule entliehenen Namen Barbariccia, Calcabrina und Alichino nannte und zwischen deren Lippen üppig das Moos wucherte. In Wahrheit sah der ganze Bau, ein

Opfer der Zeit und der Nachlässigkeit, zum Erbarmen aus. Nur der Stein erschien dort, wo der Verputz verschwunden war, noch schön, unscheinbar und nackt wie eine Muschel. Geschwind erglühete er im Schein der Abendröte wie eine Wange. Es war ein Kalkstein aus berühmten Steinbrüchen, nur für adelige Häuser. Und adeligen Geblüts war Maria Venera, eine von denen, die aus unseren Dörfern aufs Konservatorium nach Palermo geschickt wurden. Verfrüht war sie von dort zurückgekommen, nachdem ihre Eltern gestorben und ihre Besitztümer verloren waren, behielt aber unverblaßt und liebevoll im Gedächtnis, was sie gelernt hatte, so daß wir es an Abenden mit Südwind zu hören bekamen, wenn es durch die offene Balkontür hinunterklang bis zur Karmeliterkirche, zum heiligen Georg und den zwölf Aposteln der Treppe von Sankt Peter, das Carmen-Potpourri aus dem Mädchenpensionat (Maria Venera, wo immer du auch sein magst, gebenedeit sei dein Name!).

Alvise war ihr Großvater, Don Alvise Salibba, er ging auf die Neunzig zu. Ein prachtvoller Mann – war er gewesen und war er in gewissem Sinn immer noch. Die Schuld an seinem fremd klingenden Namen gab er fröhlich einer lange vergangenen Hochzeitsreise nach Venedig, auf der sich seine Mutter von ihrem durch Rheuma kampfunfähig gemachten Ehemann eine Nacht mit einem blauäugigen Alvise, einem Gondoliere, eingehandelt hatte; auf dessen Namen sie nach neun Monaten aus Dankbarkeit und zur Erinnerung zurückgriff ... Das war eine der vielen amüsanten zynischen Schnurren, die der Alte den Passanten gern zum besten gab, wenn er auf seinem Klappstühlchen, das er stets bei sich hatte, unter einer Akazie in der Allee saß, dem Bürgerverein gegenüber, den nie mehr zu betreten er geschworen hatte, nachdem er dort an einem Spieltisch seinen letzten Gutshof verjubelt hatte. Mit Panama und Gamaschen saß er da, gleich ob es Winter oder Sommer war, und mit dem Griff seines Stocks aus Nußbaum angelte er sich vorübergehende Knöchel von Freunden, Bekannten oder Frem-

den und zog sie gierig zu sich heran, Aufenthalt und Zuhörerschaft erzwingend. Mit der Zeit bildete sich ein Grüppchen, und Alvisse gingen die Worte nie aus, und die Tage schleppten sich damals so träge dahin, und die Luft war so voll Licht, und es war so schön, in dem Licht zu stehen und einem Alten mit feierlichem weißem Haar zu lauschen, der von Lina Cavaliere und der Schönen Otero erzählte. In seinen jungen Jahren, so behauptete Alvisse, habe er sie kennengelernt, als er einem Hispano mit einem Chauffeur aus Ragusa Ibla und einem polyglotten Koch, den er mit klingender Münze vom Hof der Grimaldi in Monaco entführt hatte, durch Europa fuhr. Seine Worte dufteten nach Kölnisch Wasser und Zigarren und enthielten alle Lichter und die Legenden eines Lebens, das für uns unerreichbarer war, als wenn es das Leben eines Bürgers von Samarkand oder Golkond gewesen wäre, und wiegten uns in einen süßen Traum. Er selbst knatterte übrigens im Wind als eine hochgeehrte Fahne, wenn es stimmte, was gemunkelt wurde, er habe nämlich noch gestern, und nicht allein, um sich wärmen zu lassen, die sechzigjährige Hausmagd in seinen Alkoven gebeten ...

Alvisse redete und redete, und seine Stimme gab dem Licht zwischen den großen blonden und weißen Steinen der Paläste und Kirchen eine Würze, wurde zu einem überzeugenden Bescheid, den das vergangene Jahrhundert treulich für uns aufbewahrt hatte. Und das Licht war damals, in jenem Juni und in jenem Juli einundfünfzig in Modica, von seltener Schönheit, ein leuchtender Staub, desgleichen ich nicht mehr gesehen habe, und ich sehe es noch in leichten Luftzügen durch die wie von Geisterhand bewegten Fliegenfäden, die über der Schwelle hingen, in Don Cesares Lokal hereinfluten und sich als Heiligenschein um die Hüften der rundlichen Weinflaschen wölben. Selbst die Flecken und die fettigen Stellen im Muster des Wachstuches setzten sich hier gutwillig zum Alphabet einer freundlichen Sprache zusammen und murmelten etwas Liebes. Obschon der eigentliche verwunschene Ort weiter hinten in ei-

ner Ecke der Küche versteckt war, wo auf einem kohlschwarzen Gestell die Glaskugel mit dem Goldfisch stand. Dorthin wurde die Aufmerksamkeit der Gäste alle fünf Minuten gelenkt, denn das Zucken des Gefangenen schien launenhaft stumme Melodien ineinanderzuflechten, in denen das himmlische Ränkespiel der Sommerszeit sich abwechselnd bald enthüllte, bald verhüllte.

Unempfänglich für jede Spitzfindigkeit, blind für jedes Geheimnis, war Don Cesare damit beschäftigt, die zwischen den Tellern verbliebenen Brösel ins Aquarium zu streuen, ohne zu vergessen, zwischendurch ein militärisches »Suppe für alle« anzustimmen, das nach seinem Dafürhalten jedes Meereswesen, von der Sirene bis zur Seebarbe, verstehen mußte. Ihm erwiderte wie ein Echo die Köchin Mariccia oder Amapola, je nach dem Namen, den wir vorziehen, ihrem Taufnamen oder dem anderen, dem Decknamen aus ihren glorreicheren Tagen, als sie im Gefolge der Truppen als galante Söldnerin in Bengasi gelandet war, wo sie sogar in einem *alhambra* zu wohnen kam, dreißig Säle mit *azulejos* die Wände hinauf und hinunter, und in der Mitte mit einem riesigen Baldachin umgeben von Strahlen balsamischen Wassers. In dieser Szenerie wie aus Tausendundeiner Nacht mußte sie sich eines Tages, mit der Unterstützung eines noch nicht mannbaren arabischen Mädchens, in einem gewalttätigen Stelldichein zu dritt bewähren: Ein faschistischer Bonze war's (wahrscheinlich ein bärtiger Angeber), Italo wollte er heißen und verlangte, sie sollten ihn abwechselnd mit dem Riemen seines Koppels auspeitschen.

Das war lange her. Nun war Mariccia erschöpft, hatte eine winselnde Stimme, wackelige Zähne und Wallungen. Und von den einstigen Turnieren des Fleisches war ihr nur mehr eine so nebelhafte Erinnerung geblieben wie einem Steuermann im Ruhestand, der auf einer Bank im Hafen sitzt, von den Schiffbrüchen seiner Jugendzeit. Aber lieb war Amapola und hatte für die Umtriebe des Herzens und der Sinne allezeit ein teilnehmendes, frommes Gefühl, dem sie unbedingt durch Herz-

klopfen, Staunen und Ängste freien Lauf lassen mußte, bald indem sie sich über die Seiten der Salani-Bibliothek, Vorkriegsausgaben, beugte, die sie in ihren viellebigen Koffern in Faszikeln aufbewahrte, bald indem sie (weitaus besser) meinen Ergüssen zu Ehren Maria Veneras lauschte. Ich redete nämlich tagtäglich unaufhaltsam von ihr. Mündlich mit Mariccia; zu Hause schwarz auf weiß in frohlockenden Stoßgebeten, die ich mit vier Reißzwecken an die Wand heftete und auswendig lernte wie ein Einbrecherlehrling die Topographie einer Bank.

Ich unterrichtete damals in einer Mädchenschule. Nicht an meinem Heimatort, sondern in einem anderen Städtchen; dort wohnte ich bei Amalia, einer Witwe mit abwesender Tochter (im Pensionat), als Untermieter und zugleich allwöchentlicher Nutznießer von der Witwe beehrlicher Leibesfülle. Jedesmal löste ich mich verdrossener aus ihren Armen und eilte voll Sehnsucht auf mein Zimmer, um, von der anderen schreibend, Buße zu tun. Und das war um so schlimmer, wenn ich vergaß, mit dem Schlüssel abzuschließen, und mich die Witwe, von ihrem kleinen Buchladen im Erdgeschoß heraufschleichend, auf frischer Tat ertappte, mit gezückter Feder, Marke Perry, mit heißem Kopf und heißem Herzen und tränenüberströmten Wangen (ich weinte immer sehr tränenreich, wenn ich Liebesgedichte schrieb).

Zu guter Letzt ging ich aus dem Haus und setzte mich ins Café, ganz allein an einen Tisch, wo, sobald ich aufschaute, dienstbeflissen und vielfältig der Film der Stadt vor meinen Augen ablief. Einen besseren Schreibtisch und Salon, eine bessere Loge und Verbrüderungsgelegenheit hätte ich nirgends finden können; und keine bessere Ablenkung vom Liebeskummer. Bald besuchte mich der Hornist der Stadtkapelle, der auch gern außerdienstlich auftrat und, durch meine Beifallspantomime ermutigt, mit dem Eifer eines Infanteristen zum Sturm auf die uneinnehmbarsten hohen Töne ansetzte ... Bald kamen friedlich und sanftmütig die einheimischen Geistesgestör-

ten, jeder mit seinem einsamen Dorn im Herzen, dem nur ich Glauben und Trost schenkte ... Oder es gingen, untergehakt und mich aus der Ferne grüßend, Donna Tönchila Canigiula und 'gna Ninfa Scacciaguerra, die zwei Zauberinnen, Freundinnen und Rivalinnen, vorbei, an deren Türen ich später noch klopfen sollte, weniger neugierig auf Rauch und Qualm und Hexenkünste als auf ihre unbeschwert todesdüsteren Spötteleien ...

Aber besser gefiel mir die Gesellschaft (von meinen gewöhnlichen Freunden erzähle ich dann später) der Meister seltener Handwerke wie Carmine 'u *ciarmavermi*, der Meeresalgen verkaufte als Wurmkur für Kinder, oder Cicirè, der Ehevermittler, und die Gebrüder Malanova, umherziehende Stimmfänger und Trödler ...

Das Städtchen war ein Theater, eine Bühne aus rosarotem Stein, ein Fest voller Wunderdinge. Und wie stark es gegen Abend nach Jasmin duftete. Ich könnte immer weiterreden und zurückkehren, um mich zu spiegeln in dem zarten fernen Blendwerk; mich dort wiederzusehen, wie ich morgens aus dem Haus ging, den Wechselfällen des Lebens entgegen, dem ganzen Leben ausgeliefert mit seinen fallenden Würfeln, mit seinen Lachsalven und seiner Tränenflut und dem Konzert der Kirchenglocken. Wieviel Glockengeläute gab es damals in Modica zu Hochzeiten, Taufen, zur Komplet und zum Angelus aber vor allem zu Begräbnissen, wieviel wurde in Modica gestorben, jede halbe Stunde hörte man, ohne sich bedrängen zu lassen, das ermutigende silberne Gebimmel des Todes durch die Luft schallen ...

Ich könnte immer weiter reden, ein altes Kind war ich damals, durch das Leben und die Bücher gealtert, aber immer noch ein Kind. Wie jemand sein mag, der beim Erwachen seine Pupillen vor Überraschung sperrangelweit aufreißt.

II

*Litanei der schönen Nächte. Und wie es geschah,
daß es über wechselnde Jahreszeiten und wechselnde
Hürden des Gefühls zu jenem Sommer kommen konnte.*

O Glückseligkeit, mein uralter Himmel; o Nächte, mein Paradies ...

O blaue Stille der neugeborenen Nacht, wenn über den schwachen Schirm der Mauern hinweg von der Straße her ein einsamer Schritt (ein Betrunkener unterwegs, eine Hebamme auf dem Heimweg, ein eifriger Hundefänger, der donnerstägliche Ehebrecher) zu unseren Kissens heraufhallt, aber sofort wieder leiser wird und erlischt und dieses Siegel den Tag beschließt wie eine Hand, die einen Vorhang sanft sinken läßt ...

O schwarze Glocke der Nacht um eins, in die die Serenaden eingeworfen werden ... Und in der die Stimmen, so welche laut werden, wie mit zartfühlenden Schalldämpfern geknebelt erklingen; oder sollten sich dort unten auf der Bank, wo zwischen Blumenbeeten das übliche Kriegerdenkmal steht, ein paar Schatten ein Stelldichein geben ...

(Ist euch nie aufgefallen, daß in der Entfernung jedes Wort seinen Körper abstreift und sich mit den verschiedensten Geräuschen mischt? Mit dem Rauschen der Brunnen, dem ruhigen geschäftigen Tagewerk der Hausdiener, mit einem Windhauch zwischen den Häusern ...)

Da steht man vom Bett auf und horcht angestrengt: Unter den bloßen Fußsohlen fühlen sich die Falten des Backsteinbodens ergreifend kühl an. Man kommt nicht mehr dazu, den Fensterladen ein wenig anzulehnen, denn schon ist es zu spät, drunten ist nur noch kohlschwarze Nacht und Friede, tiefster Friede; wenn man sich hinausbeugt, sieht man nur noch flüchtig, wie ein Tier, ein behaarter Mephisto, auf leisen Pfoten über die Straße schleicht, und einen Augenblick huscht nahe am Boden die Phosphorspur der Augen, ein flüchtiges Zickzack ...

O Nächte, Nächte voll Sommer, auf dem Heimweg von der Sorda, nach einem Tanzvergnügen, über dem Land und seinen Öl- und Johannisbrotbäumen hängt noch die Mondsichel und übersät alles mit weißen Flickern wie zuckrige Nonnenkrägeln, und die Paare, die Mädchen Arm in Arm mit ihren Kavaliern, zeichnen zwischen die Hecken noch einige ungewohnte Tanzfiguren, die sich bald verschlingen, bald voneinander lösen in einem zärtlichen und satten Kommen und Gehen, das am Eingang ins Städtchen in Schwatzen, Abschiednehmen und heimliches Händedrücken ausläuft; und die schrecklichen Mütter, die an den Fenstern warten, spüren nun, wie der gelinde Schaum des Schlafes sie ermattend vergeben läßt ...

O Mädchen, ich hab euch geliebt. Maria Venera, Angela, Ines. Heute noch genügt manchmal ein Aufenthalt an einer Bahn-schranke, und während der Zug, auf den ich durch sein Pfeifen schon gefaßt war, im Regen und im Dunkel verlorengegangen zu sein scheint, wiegt mich die winzige leuchtende Fratze des Autoradios in Schlummer, und meine Gedanken gleiten, wie so oft, verzaubert in eine Ekstase ... nicht mehr als ein Aufenthalt von zehn Minuten; dazu das weiche kupplerische Klopfen der Regentropfen auf die Windschutzscheibe; und ein Süßholz ras-pelndes Saxophon irgendwo zwischen Hilversum und Monteceneri; und schon schneide ich mir aus dem Brei der Geräusche ein rauchiges Bullauge aus, an dem eine nach der anderen die Mädchen meines Lebens erscheinen ... o Sommer von einst, o Lauben auf Hügeln, Pfade zwischen niedrigen Birnbäumen, Sand von Pietranera ... Eine Hand schüttelt den gelben Sand aus einer Sandale. Eine ungeheure Feuerwolke erhebt sich. Dann fahren dunkle Flöße in sie hinein. Ja, der Mann hatte schon recht: Der Ball, den ich als Junge beim Spielen im Park hochgeworfen habe, ist noch nicht wieder auf den Boden gekommen. Und wieder verbergen sich wichtige Geheimnisse auf der Rückseite einer Briefmarke; ein Anhänger reißt ab, rollt unter eine Kommode ... Blutleere Mundsicheln, Motive aus alten Liedern ... Venera, Assunta, Isolina: rosige Scharen,

Endstationen des Herzklopfens. Wer weiß, wo ihr seid, wo sind *les belles d'antan*, Flora, die schöne Römerin, und Taide und Adalgisa, die Kassiererinnen der Splendor-Lichtspiele, die verächtliche, wer weiß, wo sie ist, wie viele Kinder sie hat, wie viele Krähenfüße am Hals und Krampfadern an der unvergeßlichen Wade! . . . Und meine seidene Krawatte, die mit den grünen Elefanten und den Pagoden, wer weiß, in welcher Küche sie als Lappen liegt oder in welchem Faß als Stöpsel steckt . . . *Eheu, fugaces, Postume, Postume* jammere ich wie ein Gymnasiast, und nach Postumus kommt mir Marcel in den Sinn. Denn alle diese Stimmen und die Gesichter meiner Mädchen wiegen eigentlich zusammen kaum ein Gramm Staub, und die Krawatten und die Kassiererinnen entfliehen, ach, wie die Jahre . . .

Ja, aber schön ist es doch, hier auf meinem Fahrersitz, während mir die Heizung meine armen Knöchel wärmt, vergeblich und schön, Venera, Ada, Corrada, euch hier vor mir auftreten zu lassen! Euch auf diesem beschlagenen Bildschirm erblühen und verblühen und aufs neue erblühen zu sehen bei jedem Impuls des Scheibenwischers . . . Bis dann der Zug kommt und seine blinde Masse euch ins finstere Land hinauscheucht, danach bleibt ein grauer Hundegeruch, ein kurzer, feiner Sprühregen, das Aufschimmern eines Augenblicks, fast einem Jahrmarktlicht ähnlich, das erlischt, oder einem Glühwürmchen, das ein Absatz versehentlich zerstäubt . . .

Die anderen drei Jahreszeiten vor dem Sommer, weder traurig noch froh, waren schnell verflogen. Der Herbst legte ein paar dünne Nebelstreifen hinter die Fensterscheiben des Klassenzimmers, und die hartnäckigste Fliege verschied zappelnd zwischen zwei Seiten des Klassenbuchs. Die letzte Oktoberfeige schrumpfte ungepflückt in Süßigkeit an einem vor Kälte starren Ast, auf den Feldern standen nur noch die Disteln wie eine grämliche Abordnung von Kapuzinergerippen. Dann verloren die Maulbeerbäume in den Höfen allmählich ihre Blätter, es